

Jeanette Wolff „Es gehört mehr Mut zur Liebe als zum Haß"

Von Martina Weinem

Vorwort

Jeanette Wolff war keine gebürtige Dinslakenerin und hat auch nur drei Jahre in dieser Stadt ge-wohnt. Eine besondere Bedeutung bekommt Dinslaken im Lebensweg von Jeanette Wolff, weil sie zwei dieser drei Jahre im Frauengefängnis Hamborn verbringen mußte. Damals — im März 1933 — nahm die Juden- und Sozialistenhetze, vor deren Unterbewertung sie als politische Aktivistin der SPD ihre GenossInnen schon Jahre zuvor gewarnt hatte, neue Formen an, die sie hinter Gitter brachten. Sie überstand die Gefängniszeit, überlebte drei Jahre in den Rigaer Konzentrationslagern und verlor in den Jahren der nationalsozialistischen Diktatur fast ihre ganze Familie. Trotzdem kehrte sie 1946 nach Deutschland zurück und nahm ihre politischen Aktivitäten wieder auf. Sie wurde Stadtverordnete der SPD in Berlin, Mitglied im Bundestag und Vorsitzende mehrerer jüdischer Vereinigungen. Bis zu ihrem Tod im Jahre 1976 blieb sie eine unermüdliche Kämpferin für Frieden und soziale Gerechtigkeit, für die Verständigung unter den Religionen und für den Aufbau eines neuen, demokratischen, so-zialen und gerechten deutschen Staates. Jeanette Wolff war eine außergewöhnliche Frau, weil sie nie den Lebensmut verlor — jedenfalls nicht langfristig. Auch die grausamsten Erlebnisse während ihres KZ-Aufenthalts konnten ihre tief verwurzelte Lebensbejahung nicht untergraben, sondern führten eher dazu, daß sie ihren Idealen umso entschlossener die Treue hielt.

Biographie

Jeanette Wolff wurde am 22. Juni 1888 als Jeanette Cohen in Bocholt geboren. Ihre

Eltern Dina und Isaac Cohen betrieben einen kleinen Textilhandel. Isaac Cohen, ein gläubiger Jude und überzeugter Sozialist, hatte eigentlich Lehrer werden wollen, bekam aber infolge der Sozialistengesetze von 1878 keine Anstellung mehr. „In den ersten Jahren des Textilhandels zog er mit Stoffballen schwer beladen von Bauer zu Bauer, oft schleppte er dabei bis zu zwei Zentnern auf seinem Rücken. Vor der Geburt der Tochter Jeanette zog auch Isaacs Frau Dina mit übers Land. Nach der Geburt des ersten Kindes haben die Co-hens in ihrer Wohnung in der Langenbergstraße einen Laden eingerichtet" (Lange, 1988, S.12).



Eines der ersten Fotos von J. Wolff nach der Befreiung aus dem KZ-Lager durch die Rote Armee (StadtA Dinslaken, Nachlass J. Wolff)

Die junge Familie wohnte im Armenviertel der Stadt, wo die Lebensbedingungen erbärmlich waren: Tuberkulose und Schwindsucht waren weit verbreitet, und nur selten drangen ein wenig Licht und Luft in die engen Gassen. Kinderreichtum, soziales und wirtschaftliches Elend beding-ten sich hier gegenseitig. Auch Jeanette bekam im Laufe der Jahre noch

etliche Geschwister. Das soziale Elend, das sie umgab, hat Jeanette tief beeindruckt. Von ihrer Mutter wurde sie manchmal mit ein paar Lebensmitteln zu den Wöchnerinnen in der Nachbarschaft geschickt, zu Frauen, die mit 30 Jahren und nach einigen Schwangerschaften völlig verbraucht waren. Die knappe Entlohnung in den Fabriken reichte nicht für den Lebensunterhalt, und oftmals ver-soffen die Männer auch noch ihren Lohn, um ihr Elend zu vergessen, bevor sie — oft vor Erreichen des 35. Lebensjahres — an Schwindsucht starben (vgl. Lange, 1988, S.13). Die Cohens bemühten sich trotz der wirtschaftlichen Misere um eine geregelte Lebensführung. Isaac Cohen brachte seiner Tochter bereits vor Schuleintritt das Lesen bei und unterstützte auch während der Schulzeit ihren Lerneifer, so daß sie bald eine Klasse überspringen konnte. Er war es auch, der ihr die sozialistischen Ideen frühzeitig nahebrachte.

Wegen ihrer guten Noten bekam Jeanette ein Stipendium in Aussicht gestellt. Sie mußte jedoch verzichten und ging stattdessen einige Jahre später nach Brüssel. Dort hatte sie Verwandte, die ihr eine einjährige Ausbildung zur Kindergärtnerin ermöglichten. Sie blieb anschließend noch eine Zeitlang in Brüssel, arbeitete als Erzieherin, holte an der Abendschule das Notabitur nach und trat 1905 der sozialistischen Jugend und der Gewerkschaft bei. Nebenher schrieb sie Artikel für die sozialistische Tageszeitung „Le Peuple“: Anklagen gegen soziales Unrecht (vgl. Lange, 1988, S.18). Am 7. Juli 1908 heiratete Jeanette den Niederländer Philipp Fuldauer. Sie gebar eine Tochter, Margarieta, die jedoch im Alter von 9 Monaten starb. Drei Monate später starb auch Philipp Fuldauer. Ihre zweite Ehe schloß Jeanette 1911 mit dem Kaufmann Hermann Wolff aus Dortmund. Er stammte aus einem nationalliberalen jüdischen Elternhaus und hatte mit Jeanettes sozialistischen Idealen zunächst wenig im Sinn, war sogar entsetzt darüber. Das wiederum

entsetzte Jeanettes Vater, der sich diesen „aus dem Modejournal geschnittenen Mann“ schlecht als geeigneten Schwiegersohn vorstellen konnte. Jeanette beru-higte ihn mit dem Versprechen, „ihn erst (zu) heiraten, wenn er Sozialdemokrat geworden ist“ (Wolff, zit. n. Lange, 1988, S.21), und das war bald der Fall: „... am Polterabend trat mein Mann der Sozialdemokratie bei, wahrscheinlich vorerst mehr aus Liebe zu mir als aus Überzeugung“ (Wolff, 1981, S. 13). In der kleinen Textilfabrik, die ihr Mann gekauft hatte, setzte Jeanette Wolff im Jahre 1912 die Einführung des 8-Stunden-Tages durch, was die Empörung anderer Fabrikbesitzer hervorrief. Die Wolffs ließen sich dadurch jedoch nicht beirren. In den Jahren 1912, 1916 und 1920 brachte Jeanette ihre Töchter Juliane, Edith und Käthe zur Welt, die sie von Anfang an sehr frei erzog. „Wurden damals Kleinkinder in sogenannten Steckkissen belassen, so krochen die Wolffschen Kinder draußen auf dem Rasen herum, sehr zur Empörung der Nachbarn. Das sei unmoralisch, meinten diese.



Die Töchter von Jeanette Wolff: Käthe, Juliane und Edith (StadtA Dinslaken, Nachlass J. Wolff)

Jeanette Wolff erlaubte ihren Töchtern vieles, was anderen verwehrt wurde. Ihr ging es vor allem darum, ein besonderes Vertrauensverhältnis zu ihren Kindern herzustellen (...). Sie sollte mit ihrer Erziehung recht behalten. Die drei Töchter wuchsen mit einem für die damalige Zeit selten ausgeprägten Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen auf“ (Lange, 1988,S.29).

Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges wurde Hermann Wolff zum Kriegsdienst einberufen und kam erst 1919 verletzt zurück. Jeanette führte die gemeinsame Firma bis zur Genesung ihres Mannes weiter. Ihr politisches Engagement war indessen noch gewachsen: 1919 wurde sie Stadtverordnete und später Stadträtin in Bocholt. Sie gehörte zu den Mitbegründerinnen der Arbeiterwohlfahrt und arbeitete gleichzeitig für den Jüdischen Frauenbund und den Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Überdies war sie in den 1920-er Jahren als Rednerin sehrgefragt.

Ihr Bekenntnis zum Judentum in diesen ersten Jahren ihrer politischen Laufbahn war ungebrochen: „Sie verstand sich als weltoffene Jüdin, ohne mit der Assimilierung zu kokettieren. Sie bejahte ohne Einschränkung die Emanzipation der Juden in der deutschen Gesellschaft und trat auch immer dafür ein. Aber eine Assimilierung, eine Anpassung unter Aufgabe jüdischer Grundsätze kam für sie niemals in Frage“ (Lange, 1988, S.25). Überdies vertrat sie „... Zeit ihres Lebens die Auffassung, daß Bibel und sozialdemokratische Programmatik nahezu deckungsgleich seien“ (ebd.); ein Sachverhalt, der sowohl ihre innere Standhaftigkeit als auch ihre hohe Überzeugungskraft begründete: Sie verfügte über die Tiefe der Einsicht in die jüdische Ethik und über die Schwungkraft politischer Überzeugung.

Aber die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der Weimarer Republik waren instabil, und Jeanette Wolff erkannte schon früh die Gefahren, die in den

1920-er Jahren von der nationalsozialistischen Bewegung ausgingen und die noch junge Demokratie schwächten. Ihre öffentlichen Reden, Vorträge und Artikel gegen die Nazis brachten ihr bald deren erbitterte Feindschaft ein. Der sich ausbreitende Antisemitismus und die Hetze gegen die linken Parteien hatten allmählich eine derart geschäftsschädigende Wirkung, daß die Wolffs ihren Betrieb Ende 1931 mit erheblichen finanziellen Einbußen verkaufen mußten. Und die Bedrohung nahm zu: "Anfang 1932 wurden zunächst die Hunde der Familie getötet; dann, was Hermann Wolff besonders getroffen hat, die Pferde, hauptsächlich mit Gift. Die Familie war ziemlich sicher, daß die Täter kaum unter den Bocholtern zu finden waren, doch wegen des geschäftlichen Schadens zog sie nach Dinslaken, wo sie ein Textilgeschäft aufbaute" (Lange, 1988, S.34). Die neue Wohnung lag in der Wielandstraße 11 (dort ist heute eine Gedenktafel angebracht). Trotz aller Einschränkungen der Meinungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit, die den politischen Gegnern Hitlers auferlegt wurden, und trotz Tausender von Linksgerichteten, die bereits inhaftiert waren, blieb Jeanette weiterhin politisch aktiv.

Am 5. März 1933, dem Tag der Reichstagswahl, wurde sie, nachdem sie im Wahllokal in Dinslaken ihre Stimme abgegeben hatte, von SA-Leuten verhaftet: „— als ich von der Wahltournee kam, wurde ich verhaftet und in die sogenannte Schutzhaft genommen. Mein Schutzhaftbefehl, der mir gezeigt wurde, enthielt den Text ‚wegen Beunruhigung der nationalen Sicherheit in Schutzhaft zu nehmen‘. Bevor man mich dem Gefängnis übergab, verhörte man mich sechs Stunden lang in einer Schule. Der SA-Führer Fraude, ein verkrachter Holzhändler aus Walsum bei Hamborn, führte die Verhandlung, und die bewaffneten SA-Leute saßen drumrum. Nach dem Verhör, bei dem sie weniger als nichts von mir erfuhren, wurde ich über den

Kirchplatz geführt mit dem Schild um den Hals 'Verräter am Nationalsozialismus'. Ein Gendamerie-Oberwachtmeister, dem ich beim Kapp-Putsch und den nachfolgenden Unruhen das Leben rettete, ging an meiner Seite als mein Schutz. Er ist mein Freund geblieben bis heute. Als ich einige Tage später mit der sogenannten 'grünen Minna' abtransportiert werden sollte, vom Gerichtsgefängnis Dinslaken in das Zuchthaus nach Anrath, vertauschte ein junger Polizeioffizier, dessen Vater ich einmal in einer schwierigen Lage geholfen hatte, meinen Platz in dem Wagen nach dem Zuchthaus Anrath mit einem Platz, der in das Gerichtsgefängnis nach Hamborn führte" (Wolff, 1981, S.14f). Hier kam Jeanette Wolff ihr früheres soziales Engagement für bessere Haftbedingungen in den Gefängnissen in ironischer Weise selbst zugute: „Dem Hamborner Gefängnisdirektor war ich bekannt und er gab mir eine Wöchnerinnenzelle dieses modernen Frau-engefängnisses als Aufenthalt, weil ich mich seinerzeit so nachdrücklich für die Modernisierung des Gefängnisses eingesetzt hatte und auch bei der Einweihung zugegen gewesen war. Er hat mich auch vor den Zugriffen der SA bewahrt und mir die Möglichkeit gegeben, unter den kriminellen Dirnen in dem Gefängnis zu arbeiten, erst in der Waschküche und später im Nähraum. (...) Hier im Gefängnis habe ich viele mitfühlende Menschen getroffen und gerade unter denen, die zu dem sogenannten 'Abschaum' gehören sollten. Ich bin mit diesen Frauen in ein menschliches Verhältnis gekommen und sie teilten mit mir ihre Lebensmittel, die ihnen ihre sogenannten 'Freunde' ins Gefängnis brachten" (Wolff, 1981, S.15).

Kurz nach Jeanettes Verhaftung wurde auch ihr Mann Hermann festgenommen, kam aber nach einigen Wochen wieder frei. „Tochter Edith pendelte in jenen Wochen dauernd zwischen dem Gefängnis der Mutter und dem des Vaters und dem heimatlichen Dinslaken hin und her; die älteste Tochter, Juliane,

studierte damals. Die jüngste Tochter Käthe wurde zur Tante nach Holland geschickt. Sie hatte sich zu oft mit Kindern der HJ geprügelt" (Lange, 1988, S.37). Nach zwei Jahren wurde Jeanette am 17. April 1935 aus der Haft entlassen, mußte sich aber fortan wöchentlich bei der Gestapo zum Verhör melden. Die Familie war inzwischen nach Dortmund umgezogen. Sie hatten mit Hilfe von Freunden eine große Wohnung gefunden, in der Jeanette nun einen Mittags- und Abendisch für Juden einrichtete, denn das Betreten von öffentlichen Lokalen war Juden inzwischen verboten. Außerdem war es ihr und ihren GenossInnen hier möglich, ihre nun illegale politische Arbeit im Geheimen fortzusetzen (vgl. Wolff, Nachlaß Nr.6, p.143).

In der nationalsozialistischen Reichspogromnacht 1938, in der im gesamten Deutschen Reich jüdisches Eigentum zerstört, Synagogen angezündet und viele jüdische Mitbürgerinnen verhaftet, verprügelt und ermordet wurden, wurde auch die Wohnung der Wolffs ein Opfer der Nazis. Die bewaffneten SA-Truppen mißhandelten die Gäste, zerschlugen das Mobiliar und wollten „die fast achzigjährige Mutter meines Mannes, die sich den Horden entgegenstellte, aus dem 3. Stock auf die Straße werfen. Wenn nicht in dem Moment der SS-Obersturmführer Dr. Wißmann, der ... mich kannte, hereingekommen wäre und die Leute zur Ordnung gerufen hätte, wäre es auch geschehen" (Wolff, 1981, S.16f). Hermann Wolff wurde zwei Tage später für drei Monate ins KZ Sachsenhausen gebracht. Er kam als körperliches und seelisches Wrack zurück, sprach aber nie über das Erlebte, da ihm ansonsten eine sofortige Wiedereinlieferung angedroht worden war. Auch ihre drei Töchter konnte Jeanette Wolff auf Dauer nicht schützen. Die jungen Frauen wurden mehrfach inhaftiert und zur Zwangsarbeit verurteilt. Ihre jüngste Tochter Käthe wurde 1941, nach mehreren Monaten 'Schutzhaft',

einundzwanzigjährig ins Frauen-KZ Ravensbrück deportiert und drei Jahre später dort erschossen.

Im Januar 1942 wurden Jeanette, ihr Mann Hermann und ihre Töchter Edith und Juliane ins Rigaer Ghetto deportiert. Bis 1945 hat Jeanette Wolff in den Konzentrationslagern Kaiserwald und Stutthof ausgeharrt. Ihr Mann Hermann und ihre Töchter Juliane und Käthe wurden in den Konzentrationslagern ermordet. Nur Jeanette und ihre Tochter Edith überlebten.

Jeanette Wolff hat ihre Erinnerungen an die Konzentrationslager bald nach ihrer Befreiung durch die Rote Armee 1945 niedergeschrieben. In der ersten Fassung des Buches schreibt sie in der Einleitung: „Manches wird Ihnen grauenhaft erscheinen, aber so grausam, wie es wirklich war, das wiederzugeben, dazu ist jede Sprache zu arm“ (Wolff, o.J., S.4). Ihr Überleben hat sie ihrer persönlichen Stärke und dem Zufall zu verdanken. Sie hat in dünne Lumpen gehüllt eisige Kälte und glühende Hitze in den mit Menschen vollgepfropften KZ-Baracken ertragen und sich von Abfällen ernähren müssen. Sie mußte mitansehen, wie tausende von Menschen, Kinder, Ältere und Kranke, zu Massenhinrichtungen abtransportiert wurden. Sie verlor Menschen, mit denen sie ihr bisheriges Leben geteilt hatte, und Menschen, mit denen sie gerade erst Freundschaft geschlossen hatte. Viele Frauen und Männer haben in den KZs ihren Lebensmut verloren oder sind wahnsinnig geworden im Angesicht des sie umgebenden Wahnsinns in Form bestialischer Folter und Hinrichtungen, unerträglicher Lebensbedingungen, tagtäglich und nächtlicher Demütigung, Entwürdigung und Mißhandlung. Jeanette Wolff entwickelte einen eisernen Überlebenswillen. Sie war inzwischen Mitte fünfzig und nutzte von den ohnehin geringen Fettrationen das meiste zur Hautpflege, um ihre Gesichtshaut straff zu halten. Junges und frisches Aussehen wurde in ihrem Alter überlebenswichtig, um als arbeitsfähig zu

gelten und nicht getötet zu werden (vgl. Lange, 1988, S. 48). Hygiene, Abhärtung und Pflege des geschundenen Körpers wurden für Jeanette Wolff und andere Frauen zum letzten Mittel, um sich ein Stück Selbstbewußtsein und Selbstachtung zu erhalten, ohne die sie nicht hätten überleben können. Jeanettes Bericht über das Leben und Sterben in den Konzentrationslagern ist detailliert, klar und sachlich. Beim Lesen mag die emotionale Distanz verwundern, aus der heraus sie das unvorstellbare Leiden beschreibt. Aber gerade das war ihre außergewöhnliche Stärke, die ihr nicht nur das körperliche, sondern auch das geistig-seelische Überleben ermöglichte: ihre Fähigkeit, sich gefühlsmäßig vom eigenen momentanen Leid zu distanzieren und die Vergangenheit und eine mögliche bessere Zukunft nicht aus dem Blick zu verlieren. „Ich lebe noch; aber liebe Freunde und Genossen, manchmal ist das Leben schwerer zu ertragen als der Tod“ (Wolff, o.J., S.5). Es gibt nur wenige Textstellen in ihren Veröffentlichungen und ihrem Nachlaß, die, wie dieser Satz, das Ausmaß ihres eigenen Schmerzes und des eigenen Leidens unter der nationalsozialistischen Diktatur erahnen lassen.



Jeanette Wolff im Deutschen Bundestag in Bonn (StadtA Dinslaken, Nachlass J. Wolff)

Ein Jahr nach ihrer Befreiung kam Jeanette Wolff am 2. Januar 1946 zurück ins zerstörte Berlin. Sie fand zunächst Arbeit als

Hilfsredakteurin der SPD-Zeitung und nahm ihr politisches Engagement wieder auf. Unentwegt arbeitete sie dafür, das Verhältnis zwischen ihren Mitmenschen, den Religionen, Völkern und Staaten zu verbessern, die Erinnerung an den Nationalsozialismus wachzuhalten und ihre Mitmenschen Verantwortungsbewußtsein, Nächstenliebe und Offenheit zu lehren, denn sie wußte: „Vergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit sind ein Wesenszug der menschlichen Gesellschaft. Deshalb müssen die Überlebenden der Schreckenszeit warnend ihre Stimmen erheben" (Wolff, Nachlaß Nr.2, p.99). Sie engagierte sich gegen die Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED, wurde noch 1946 Vorstandsmitglied der SPD und Stadtverordnete in Berlin, trat wieder der Gewerkschaft bei, beteiligte sich am Aufbau der Jüdischen Gemeinde in Berlin und ließ mit Ruth Galinski zusammen den Jüdischen Frauenbund wieder aufleben. „Jeanette Wolff wurde mehr und mehr zur rastlosen Aufklärerin, Kämpferin und Gestalterin für ein freies, soziales, demokratisches und tolerantes neues Deutschland. Es schien, als ob ihre seit 1933 gezügelte und unterdrückte politische Kraft, gleichsam wie aufgestaute Energie, losbrach. Sie engagierte sich in allen Organisationen, die ihrem Naturell entsprachen" (Lange, 1988, S.68).

1951 wurde sie Mitglied des Bundestages, dem sie bis 1961 angehörte. Schwerpunkt ihrer parlamentarischen Arbeit war jahrelang die Entschädigung der Naziopfer. Denn während sich manch früherer NS-General schon bald eine fette Rente sichern konnte, lebten viele Opfer der Nazis noch lange im Elend. „In der Auseinandersetzung über die zwölf Jahre Nationalsozialismus hatte sie zwei unverrückbare Positionen: kein Vergessen, aber Versöhnung, eine Haltung, die nach dem Schicksal dieser Frau alles andere als selbstverständlich ist" (Lange, 1988, S.83).

So wandte sich Jeanette Wolff im Herbst 1954 bei einer Debatte über die Wiedereinführung der Todesstrafe auch vehement gegen diese Möglichkeit: „Wir wollen zwar bestrafen, aber nicht rächen. Was wir wollen, ist Erziehen und Menschen zu sich selber bringen" (Wolff, Nachlaß Nr. 2, p.23). Sie argumentierte nicht nur damit, daß der Todesstrafe statistisch betrachtet keinerlei abschreckende Wirkung zugesprochen werden könne, sondern schilderte auch ihren eigenen, ganz persönlichen inneren Kampf mit der Frage nach Rache und Vergeltung, die sie nach ihrer Befreiung aus dem KZ bewegt hatte: „Auch ich habe in dem ersten Jahr nach dem fürchterlichen Erleben innerlich mit mir ringen müssen, ob jene, die die Leben unserer Liebsten auslöschten, nicht auch ausgelöscht werden sollten. Aber dann habe ich gesagt: Nein, nein! Und als ich im Prozeß gegen die angeklagten Mörder des Rigaer Ghettos und der lettischen Läger, in dem Prozeß Hoffmann, Anders und Genossen meine Aussage machte, erklärte ich dem untersuchenden Richter, Herrn Landgerichtsrat Dr. Voigt: Ich wünsche nicht den Tod dieser Menschen, ich wünsche, daß man die Gesellschaft vor ihnen schützt, indem man sie (...) zwingt, in der Einsamkeit ihrer Zelle nachzudenken über die Verbrechen, die sie begangen haben" (Wolff, Nachlaß Nr.2, p.25).

Der Mut und die Entschlossenheit, mit denen sie sich selbst und ihre Mitmenschen — Juden wie Nichtjuden — immer wieder dazu anstachelte, den Kopf aus dem Sand zu ziehen und an einer neuen, gemeinsamen Zukunft zu arbeiten, waren kaum zu überbieten. Als das „Wirtschaftswunder" in den deutschen Haushalten Einzug gehalten hatte und den materiellen Werten zunehmend Verheißungen von Glück und Zufriedenheit anzuhaften begannen, bemängelte sie erneut die „Trägheit der Herzen" ihrer Mitmenschen und den Mangel an zwischenmenschlichen Idealen. In ihrem Redemanuskript zur Woche der

Brüderlichkeit im Jahre 1967 schrieb sie: „Wir haben gesehen, daß mit wachsendem Wohlstand die Menschen oft wenig Interesse für das Leben des Nächsten haben, deshalb müssen wir tatkräftiger als bisher Stellung nehmen zu den Dingen, die unser Ziel der Verständigung untereinander stören. Keine Toleranz gegenüber denjenigen, die zurückgefallen sind in den Fehler nationalsozialistischer Fragen, ob es sich um Parteien, Zeitungen oder Bücher handelt. In dieser Zeit ist Zivilcourage wichtiger als Heldentum und es hat immer mehr Mut dazu gehört, das Rechte zu tun, als mit dem Strom zu schwimmen und den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. Wir müssen zu Mahnern werden für die Verantwortlichen in Regierungen, Verwaltungen und Parteien. Wehret den Anfängen, wo Gruppen, Zeitungen und Schriften die Demokratie untergraben wollen. Die Wölfe im Schafspelz sind schon wieder unter uns" (Wolff, Nachlaß Nr.2, p.29).

Jeanette Wolff war nicht nur eine gute Rednerin, sondern immer auch eine Frau der Praxis. In ihrer Arbeit als Erzieherin in Brüssel und später als Mutter dreier Kinder hatte sie gelernt, worauf es ankam, wenn eine Gesellschaft freier und gleicher Bürgerinnen und Bürger entstehen sollte, in der auch die Rechte anderer geachtet und gestützt werden: Die Arbeit an diesem Ziel mußte bei den Kindern beginnen. Immer wieder hob sie die große Bedeutung eines intakten Familienlebens hervor, in dem Kinder Geborgenheit finden und gleichzeitig Vertrauen in ihre Individualität entwickeln können. Selbstachtung und Selbstvertrauen galten Jeanette Wolff als Grundlage der von ihr immer wieder geforderten Zivilcourage, ohne die weder das eigene Recht noch das Recht der anderen wirkungsvoll geachtet und geschützt werden können. Sie suchte immer wieder den Kontakt und die Auseinandersetzung mit der Jugend: Sie besuchte Schulklassen und Jugendgruppen, erzählte aus ihrem Leben und

diskutierte mit den Jugendlichen die Parallelen zwischen den Idealen der Sozialdemokratie und jüdischer Ethik.

Und so, wie Jeanette Wolff in nichtjüdischen Kreisen um Verständnis für das Judentum warb, so rief sie die in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden immer wieder dazu auf, den Mut zu finden, sich als InhaberInnen eines deutschen Passes erneut zum deutschen Staat zu bekennen: „Wer heute in der Diaspora lebt und die gleichen Rechte genießt wie die nichtjüdische Umwelt, hat auch die Pflicht, nicht nur die Gesetze dieses Landes zu achten, hat auch die Pflicht, Staatsbürger zu sein und sich zu interessieren für das öffentliche Leben" (Wolff, Nachlaß Nr.5, p.92f). Sie kannte die Unsicherheit und den Zweifel ihrer GlaubensgenossInnen, ob jüdisches Leben in Deutschland jemals einen geschützten Rahmen und gesellschaftliche Anerkennung finden würden. Viele verharrten angesichts ihrer traumatischen Erlebnisse in Schmerz und Leid. So sehr Jeanette Wolff für die Erhaltung dieser schrecklichen Erinnerungen kämpfte, so sehr wußte sie auch, daß sich daraus noch keine neue, zukunftsgerichtete Orientierung ergab, weder für die Jüdische Gemeinschaft noch für das jüdische Individuum: „Das Leben hat euch oder euren Eltern in der Hitlerzeit viel Leid auferlegt; KZ-Haft und Emigration haben eure Gesundheit geschwächt. Aber macht aus eurem Leid keine seltene Blume, die ihr täglich begießt, um sie immer in Blüte zu erhalten — das tut euch nicht gut" (Wolff, 1981, S.105). Manche entschlossen sich, nach Israel auszuwandern und dort am Aufbau des jüdischen Staates mitzuwirken. Jeanette Wolff unterstützte auch diese Möglichkeit. Aber diejenigen, die sich für ein Leben in Deutschland entschieden hatten, sollten ihrer Meinung nach diese Entscheidung auch mit ganzem Herzen treffen: „Wenn wir schon in der Diaspora leben, dürfen wir nicht immer die gepackten Koffer betonen. Wir müssen mit der Umwelt leben. Unsere Arbeit in der

Gemeinde und in den jüdischen Organisationen ist letzten Endes auch eine Arbeit für Israel" (Wolff, 1981, S.105).



Der Zentralrat der Juden in Deutschland; Jeanette Wolff als einziges weibliches Mitglied (StadtA Dinslaken, Nachlass J. Wolff)

Ein weiteres Arbeitsfeld war für Jeanette Wolff der Einsatz für die Gleichberechtigung der Geschlechter. Schon in den Anfängen ihrer politischen Laufbahn in Bocholt mußte sie erkennen, daß die Trennlinie zwischen Öffentlichkeit und Privatheit für die meisten ihrer männlichen Genossen nicht nur verschiedene Lebensbereiche markierte, sondern auch zwei verschiedene Gesinnungen hervorbrachte: „Die meisten hängen, wenn sie abends nach Hause zur Frau und zur Familie kommen, ihre sozialdemokratische Gesinnung zusammen mit der Mütze an der Garderobe auf" (Wolff nach Lange, 1988, S.22). Auch wenn sie Jeanette Wolff schätzten, so wollten die Genossen die eigene Frau meist doch lieber hinterm Herd als in Parlamenten und politischen Ausschüssen sehen.

Jeanette Wolff klärte die Frauen im kinderreichen und verelendeten Arbeiterviertel Bocholts über Empfängnisverhütung auf, engagierte sich für die Einführung des Frauenwahlrechts, plädierte 1948 für eine Mindestbeteiligung von Frauen bei der Verteilung politischer Mandate (vgl. Lange, 1988, S.23, 27,101) und forderte in den 1960er Jahren die wirtschaftliche Gleichberechtigung und Gleichbezahlung von Frauen und

Männern. In ihren Vorträgen vor den Frauen der jüdischen Gemeinde ermutigte sie diese immer wieder zu politischem Engagement, sowohl in den jüdischen Organisationen als auch in politischen Gremien: „Auch uns wurde die Verpflichtung zur Mitarbeit durch das uns gegebene Recht auferlegt, eine Verpflichtung, der wir uns nicht entziehen dürfen. Unsere Gemeinden bedürfen der Mitarbeit der Frau.



Besuch Jeanette Wolff bei Heimkindern des Histadruth in Israel (StadtA Dinslaken, Nachlass J. Wolff)

Gerade in der Zusammensetzung der Repräsentanz ist die gescheite jüdische Frau mit ihrem persönlichen Charme —unabhängig von ihrem Alter — nicht zu entbehren, sie kann und muß das ausgleichende Element werden. Für dieses Amt muß man in erster Linie neben der Eignung auch die Zivilcourage mitbringen, seiner Meinung auch Ausdruck zu verleihen, wenn die Männer mal anderer Ansicht sind — allerdings immer mit Liebenswürdigkeit und Diplomatie" (Wolff, Nachlaß Nr.9, p.43f). Liebenswürdigkeit und Diplomatie dürfen hier sicherlich nicht als Umschmeichelung und Koketterie mißverstanden werden, denn Jeanette Wolff war als äußerst scharfzüngig bekannt und scheute sich keineswegs, ihren politischen Gegnern gehörig auf die Nerven zu gehen und immer wieder nachzuhaken, wenn ein Sachverhalt dies erforderte. Für sie waren Frauen und Männer ebenbürtig, aber nicht gleichartig — und gerade deshalb pochte sie auf eine größere Repräsentanz von Frauen in der Öffentlichkeit, um die dort herrschende männliche Einseitigkeit politischer Interessen

aufzuheben und sozialen Belangen größeren Nachdruck zu verleihen.

Im Zuge der Stärkung des weiblichen Selbstbewußtseins verwies Jeanette Wolff auch gerne auf mögliche Vorbilder in allen Sparten des gesellschaftlichen Lebens. So findet sich in ihrem Nachlaß z.B. ein nicht vollständig ausgearbeitetes Manuskript mit dem Titel „Bekannte und berühmte jüdische Frauen aus Vergangenheit und Gegenwart“ (Wolff, Nachlaß Nr.8, p.53-104).

Jeanette Wolff starb am 19. Mai 1976, kurz vor ihrem 88. Geburtstag. Konnte auch ihr Körper nicht mehr mithalten, im Geist und in der Seele war sie wach und unverbraucht: Bis zuletzt steckte sie voller Zukunftspläne.

Quellen

- Gespräch mit Edith Marx, geb. Wolff, und Jürgen Grafen am 17.11.1999
- Lange, Gunter: Jeanette Wolff, 1888 bis 1976, eine Biographie, Bonn 1988
- Moß, Christoph: Deutsche Politiker jüdischer Herkunft im Nachkriegsdeutschland: Peter Blachstein, Jakob Altmaier, Jeanette Wolff. Warum sie zurückkehrten und wie es ihnen erging. Diplomarbeit, Duisburg 1996
- Stadtarchiv Dinslaken, Nachlaß Jeanette Wolff
- Wolff, Jeanette: Sadismus oder Wahnsinn. Erlebnisse in den deutschen Konzentrationslagern im Osten, Dresden o.J.
- Wolff, Jeanette: Mit Bibel und Bebel, 2. korrig. Aufl. Bonn 1981

Anmerkung

Zitat in der Überschrift: Jeanette Wolff, Nachlaß Nr. 2, p. 35